

Bin auf dem
jüdischen Friedhof

—
komme bald wieder



1100 Ulw
17. 5. 84

ER

Bin auf dem
jüdischen Friedhof,
komme bald wieder.

—
Tagebuchaufzeichnungen
Berlin
Frenzlauer Berg
Kollwitzstr. 54
1984 - 1989

Manuskript:

Eckehart Ruthenberg
Alte Wipperfürther Str. 75
51469 Bergisch Gladbach
Tel. 0 22 02 - 5 90 33

1999

17. Mai 1984

Ein Zettel von mir im Treppenhaus an der Wohnungstür: Bin auf dem jüdischen Friedhof, komme bald wieder. 11.00 Uhr, 17. 5. 1984. E. R.

Gestern abend war ich mit Gundula, meiner Tochter, auf dem ältesten jüdischen Berliner Friedhof in der Großen Hamburger Straße. Er ist eigentlich kein Friedhof mehr, sondern nur noch eine Grünanlage. Hinten in der Mauer sind einige alte Grabsteine eingelassen. Wir haben zwanzig Abreibungen an diesen Steinen gemacht. Da wir nur Schreibmaschinenpapier mit hatten, sind es kleine Ausschnitte der mannshohen Steine. Ein Buch müßte ich daraus machen.

18. Mai 1984

Boshafte Zerstörung finde ich verabscheuungswürdig. Weniger Haß als mehr noch Bitterkeit und Trauer sind dann in mir, ein schwer auszusprechendes Mischgefühl. Es ist kaum faßbar, was zwischen 1933 und 1945 gegen Juden getan wurde! Und heute? Ein Haus am jüdischen Friedhof Schönhauser Allee wird renoviert, und ohne Rücksicht fliegt aller Dreck auf die Gräber. Putz und Baumaterial wird achtlos von der Hausfassade in den Friedhof geworfen. Es sieht schändlich aus und ist es auch. Wiederaufbau und gleichzeitige Schändung. Erklärbar? Ich finde es unglaublich übel.

22. Mai 1984

Zettel an der Tür: Na so ein Mist aber auch! Wo treibt ihr euch rum? Totale Hitze, und jetzt weiß ich nicht, was ich machen soll. Gundula.

Ein schöner Vormittag, herrliches warmes Frühlingwetter, keine Verpflichtungen. Die Tür des Friedhofes Schönhauser Allee war eingeklinkt, ich öffnete sie und schloß sie hinter mir wieder. Eine Insel mitten in Berlin! Während der zwei Stunden traf ich niemanden. Mit Ausgeglichenheit kam ich schon an. Ich stromerte quer über Efeu, zwischen den Steinen hindurch, wie eine streunende Katze in der Wildnis. Die Vögel ließen sich fast nicht stören, es ist ihr Reich. Ich ließ mich treiben. Ohne besonderen Willen besah ich viele Steine, umgebrochene, halb versunkene, schaute darüber hin, registrierte vieles wie beim Vögel beobachten, las Namen einfach so. Etliche Namen schienen mir bekannt. Die Bäume überwölbten dicht an dicht den großen Friedhof wie ein lichtdurchlässiges Dach. Die eigenen Geräusche waren am lautesten, trockene Äste knackten, Efeu raschelte . . .

Viele Steine waren etwa in Körperhöhe. Mit einemmal war ich doch sehr erstaunt: drei übermannshohe Quadersäulen neben mir, sehr gut erhalten mit der Aufschrift jeweils – Ullstein. Von klein auf war mir der Name bekannt. Bücher und Firmenzeichen fielen mir ein. Das Wort „Dynastie“ kam mir in den Sinn, Ehrfurcht mit Achtung beigemischt. Na, Donnerwetter, wieso habe ich in der Schule so wenig Interessantes gelernt? Friedhöfe sind doch wichtig, zumal jüdische. Keiner hat mir je davon gesagt.

Eine Vorladung von vielen fällt mir in die Hand. Sie scheint belanglos. Aber in der Erinnerung tauchen Ereignisse und Aufregungen vielfältiger Art auf. Und hätte

ich damals nicht sofort Notizen gemacht, wären Einzelheiten bereits vergessen. Die höfliche Form der Karte klingt unverbindlich.

Da lautet ein erster Satz: Sie werden gebeten, wegen der Klärung eines Sachverhaltes, auf der umseitig angeführten Dienststelle der Polizei vorzusprechen usw.

Auch jetzt spüre ich die leichte Kälte an den Oberarmen wie damals, als ich die Karte aus dem Briefkasten nahm und diesen ersten Satz gelesen hatte. Ich war den ganzen Nachmittag über auf dem jüdischen Friedhof gewesen, ganz alleine zwischen den vielen Steinen, den hohen Bäumen und dem wuchernden Efeu. Ich hatte meine Fellweste dazu benutzt, um auf der Erde, einem sonnigen und teils schattigen Fleck, zu sitzen und meinen Gedanken ungestört nachzuhängen.

Bereits als Kind habe ich mich auf ähnliche Weise in die Felder verkrümelt und manche Mahlzeit oder etliche Pflichten in Haus und Garten dadurch versäumt, wie gesagt, träumerisch, sowohl wissend als auch nichts wissen wollend – ich mit mir. Den Verdruß meines Vaters und seinen starken Unmut darüber habe ich zwar verstanden, aber niemals akzeptiert. Seine Entscheidungen oder Bestrafungen gingen von ihm aus; das hatte er sich ausgedacht; das war sein Teil – ich tat, was ich für richtig hielt und fand es unmöglich, daß er eine Abhängigkeit meiner Vorstellungen von seinen ständig forderte.

Jedenfalls kam ich an jenem zeitigen Abend Anfang August 1984 versonnen und durchwärmt in den kühlen Hinterhof, schaute nur eigentlich nebenher in den Briefkasten und fand besagte Aufforderung der Polizei. Ich ahnte zwar nichts Gutes, aber der Nachmittag war stärker mit seinen Eindrücken, und ich dachte erst zwei Tage später wieder an die Vorladung der Polizei. Nun hatte ich den Termin regelrecht versäumt. Die nächsten Tage machte ich mehrere lange Spaziergänge zum jüdischen Friedhof, etliche Abreibungen von Schriften und Zeichen, notierte Gedanken.

Eine Woche später, wieder ein Montag am frühen Abend, steckte doch wieder so eine Karte vom Straßen-Polizeirevier im Briefkasten. Beim Hochsteigen bis zum dritten Stock überlegte ich nun hin und her, was ich dort wohl sollte. Hing es mit meinen häufigen Besuchen auf dem jüdischen Friedhof zusammen? Oder hatte ich mich sonst irgendwie auffällig benommen? Mir fiel dazu nichts ein.

Ich erinnere mich, daß ich dann oben bei einer Tasse Kaffee den Anflug von Angst etwas wegschieben konnte und sogar neugierig wurde, zumal auf dieser Vorladung zusätzlich ein fetter Stempel ins Auge fiel: „Letzte Mahnung!“, mit Ausrufungszeichen. Ich weiß auch noch, daß ich mir nicht vorstellen konnte, was denn passieren sollte, falls ich es wieder vergesse oder einfach nicht hingehe. Was konnte bloß so dringend sein? Die Ausschließlichkeit des Stempels „Letzte Mahnung!“ ließ sich für mich nicht deuten. Ob die Polizei sonst herkommen würde? Ich sah drei Polizisten vor der Tür stehen, die mich abführten und wegbrachten. Im Bereich des Möglichen ist alles. Wie erging es denn meinen Freunden? Ich kannte zu viele wahre Geschichten.

Ich entschloß mich, hinzugehen.

Falls verzogen, nicht nachsenden,
sondern mit neuer Anschrift
zurückerbeten.

Volkspolizeirevier 69
ABV-Stützpunkt
1055 Berlin
Diedenhofer Str. 20
Tel.

Dienststelle

Drucksache

Herrn

E. Rutenbeug

Bl. 55 Bl.

Kollwitzstraße 54

Bl. den 06.08.84

Sie werden gebeten, wegen der Klärung eines Sachverhaltes / einer Kfz.-Um-
schreibung / einer Fahrerlaubnisangelegenheit / einer Personalausweisangelegen-
heit / einer Meldeangelegenheit / eines Antrages auf Auslandsreise / *)

*) auf der umseitig
angeführten Dienststelle der Deutschen Volkspolizei vorzusprechen. Zur Ver-
meidung unnötigen Wartens wird Ihnen als Termin Donstag
der 07.08.84, um 18:00 Uhr, vorgeschlagen.

Im Falle einer dringenden Verhinderung wird um Mitteilung eines anderen
Ihnen genehmen Termins gebeten, der jedoch aus Sachgründen in der Zeit
bis zum liegen müßte.

Sie werden gebeten, sich zum o. a. bzw. vereinbarten Termin im Zimmer
einzufinden und diese Mitteilung und Ihren Personalausweis mitzubringen.

*) Zutreffendes unterstreichen

§ 18 (87/11) Ag 106/81/82/83/84

SCHUSTER
Unterschrift
LEUTNANT

PR. V.P.

Am nächsten Nachmittag, zur vorgegebenen Zeit, stand ich vor dem Eingang des Polizeireviers und klingelte, da es keinen Türdrücker gab. Ein Türfenster vor mir war stark vergittert. Ein dicklich, ältlich wirkender Polizist öffnete die Tür, machte den Riemen seiner Hose zu und fragte dabei: „Und? Was wollen Sie?“ Ich zeigte die Karte. Er nahm sie, schaute kurz darauf, steckte sie in die Rocktasche, nickte und sagte: „Kommen Sie rein.“ Er schloß hinter mir wieder ab, zeigte vom Flur aus in ein Nebenzimmer ohne Tür. „Warten Sie hier“, und verschwand für etwa eine halbe Stunde.

Der Raum war schon erstaunlich, in dem ich stand. Die Fenster waren geschlossen, man konnte auch nicht hinaussehen, da die Jalousien heruntergelassen waren. Daß die Scheiben unbeschreiblich dreckig waren, sah man trotzdem. Es roch stark muffig und schweißig, ein ungewohnter und scheußlicher Geruch. Schmale Gardinen, mehr Stücke und Fetzen, hingen traurig an zwei Stellen noch herunter. Eine Glühbirne funzelte vor sich hin. Da ich früher auch einmal Lampen entworfen hatte, wußte ich, daß es nur knauserige 25 Watt waren. Sonst konnte ich vorerst nichts weiter in dem Raum entdecken als die abgeschabten Tapeten, ein paar Restbeläge Linoleum auf den kaputten Dielen, keinen Ofen. Später stellte ich noch fest, daß die schwärzliche Feuchtigkeit unterhalb der Fenster in der einen Ecke darauf hinwies, daß die Fenster seit Jahren nicht geöffnet worden waren. Denn diese Fäulnis entsteht vornehmlich im Winter an den Stellen des größten Temperaturgefälles. Und im Moment war doch August nach einem warmen Sommer, draußen schien fröhlich die Sonne. So etwas kannte ich von Häusern, die jahrelang leer standen. Ich schaute hinter eine Gardine und suchte vergeblich das flache Band für die Außenjalousie. Die Halterungen dafür waren verrostet. Fenstergriffe fehlten. Ich fühlte mich wie in einer dreckigen Höhle.

Dieses Gefühl änderte sich auch nicht, als ich in den Nebenraum kommen sollte. Es war die gleiche Fenster-, Wand- und Beleuchtungssituation. Ein großer Schrank war zum Teil offen, kaputt und, soweit ich sah, leer. Der Schreibtisch war ebenfalls leer. Etwas blaß hing ein farbiger Druck des Landesherrschers darüber.

„Ihren Ausweis!“, forderte der Polizist hinter dem Schreibtisch. Ich reichte den Ausweis hinüber. Er blätterte lange darin hin und her. Ich dachte, was hat er nur die ganze Zeit in dem Zimmer gemacht? Ob ich aus behördlichem Prinzip warten mußte? Nach einer Weile sagte er: „Ich muß den Ausweis einbehalten. Machen Sie keine Scherereien.“ „Nanu?“, ich war verblüfft. Weder das eine noch das andere wäre mir in den Sinn gekommen. Er blätterte wiederum. Ich fragte: „Warum denn?“ Er: „Das interessiert mich nicht. Ich habe den Auftrag, Ihnen den Ausweis abzunehmen. Mehr weiß ich nicht.“

„Ja, und nun?“ „Sie bekommen von mir eine Quittung für den Ausweis und müssen innerhalb von drei Tagen einen neuen Ausweis beantragen.“

„Das ist mir unbegreiflich.“

„Hier ist Ihre Quittung, und tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe. Sonst machen Sie sich strafbar.“ So schwerfällig und etwas müde, wie er das sagte, erweckte er sogar Mitleid in mir. Komisch.

So war das.

Darauf folgen Tage des Nichtstuns. Ich sitze in der Küchenecke wie gelähmt. Gedanken lassen sich nicht ordnen. Wer hat diesen Blödsinn verzapft? Eine ziemlich hohe staatliche Behörde kann diesen Vorgang nur veranlaßt haben. Aber welche? Und warum? Soll ich kriminalisiert werden? Das alles widerspricht meinem Gerechtigkeitssinn. Übrig bleibt als stärkstes Empfinden eine tiefe Verletzung, das Gefühl eines Ehrverlustes und eine Art von Ohnmacht, ein Ausgeliefertsein an die staatliche Willkür. Ich trinke mehr Kaffee als sonst und komme zu keinem gedanklich befriedigenden Schluß.

Nach zwei Tagen gehe ich mit besagter Quittung einige Häuser weiter zu der Polizeistelle, die für Ausweise zuständig ist. Schließlich erfahre ich, daß ich hier zwar „gemeldet und erfaßt“ bin – aber in meinem früheren Wohnort noch „geführt“ werde und deshalb mich dorthin „wenden“ müsse. Schikane oder nicht? Also muß ich zu meiner ehemaligen, über 200 km entfernten Kleinstadt an der Ostsee fahren, zur dortigen Dienststelle.

Hier sind Wartezeiten von Stunden sowieso üblich, so daß man erschrickt, wenn endlich der eigene Name im Lautsprecher ertönt und man in den Nebenraum darf. Dort sind die vielen Blechschränke auffällig. Ein Blechfach wird gezogen. Mit einer großen Karte in der Hand dreht der Polizist sich zu mir um und liest mir aus der Entfernung meinen Namen und meine Lebensdaten vor, erwartet, daß ich bei jeder Angabe „ja“ sage. Nach Abschluß dieses Rituals höre ich ihn sagen: „Sie erhalten einen provisorischen Ausweis, der zeitlich begrenzt ist. Sie werden sich deshalb in Abständen hier wieder melden müssen. Den Grund wissen Sie selbst am besten. (Nichts wußte ich.) Es ist zu Ihrer eigenen Sicherheit. Sonstige Nachteile entstehen Ihnen nicht.“

Ich schwieg und hatte die Vorstellung wie vor Jahren in den Salzwiesen, daß ich absonderliche Vögel beobachte bei ihrem Tun. Die Quittung, ein Exemplar mit gewissem Seltenheitswert für meine sammlerische Tätigkeit, wurde einbehalten. Statt dessen hielt ich eine Klappkarte mit dem kleinen verwünschten Aufdruck „PM 12“ in der Hand. Ich habe nie herausbekommen, was „PM 12“ wohl heißen könne, mußte aber alsbald erfahren, daß alle Behörden und Beamten des Landes beim Anblick dieser Klappkarte mich mit selbstsicherer Geringschätzung behandelten, wie es mir zuvor nicht begegnet war. Ungekannte Erlebnisse und Erfahrungen stellten sich ein.

Bei der Sparkasse vernahm ich, daß ich nicht mehr berechtigt bin, ein Konto zu führen. Mein Scheckheft wurde einbehalten; kreditwürdig war ich plötzlich auch nicht mehr. Sobald ich einen Bahnhof betrat, wurde ich von der Transportpolizei kontrolliert und darauf hingewiesen, daß ich nicht befugt sei, eine Reise in das, wie es damals hieß, „visafreie Ausland“ zu machen. Alle Galerien des Landes, da staatlich kontrolliert, schickten mir binnen zwei Wochen meine dort zum Verkauf angebotenen Arbeiten zurück. Bot ich neue Arbeiten an, hieß es: „Es tut uns leid, aber wir haben schon viel zu große Lagerbestände, zur Zeit können wir nichts mehr annehmen“, oder variiert: „Ich würde gerne etwas von Dir nehmen, aber ich habe ja nicht zu bestimmen. Ich hoffe, Du verstehst mich . . . „Offiziell gibt es natürlich kein Arbeitsverbot in diesem Land. Meine bisher lebenswichtige Steuer- nummer, um Geld verdienen zu dürfen, mußte ich abmelden.

Und so weiter und so fort.

Vermerke

Nebenwohnung
Berlin,
Kollwitzstr. 54



DEUTSCHE DEMOKRATISCHE
REPUBLIK

Vorläufiger Personalausweis

" für eingezogenen PA
für Bürger der DDR "

verlängert bis _____

Unterschrift

D.S.

verlängert bis _____

Unterschrift

D.S.

Z 0820051

PM 12



Ruthenberg

Name, Geburtsname

Eckehart

Vorname

16. Februar 1943

Geburtsdatum

Greifswald

Geburtsort

verheiratet

Familienstand

Golda A. Ruthenberg

Unterschrift des Bürgers

Wohnschrift (Hauptwohnung)

in Boiensdorf, Ortst.

Stove, Nr. 08

554

Personenkennzahl

1 6 0 2 4 3 4 0 6 9 1 8

Ausgestellt am 17.08.1984

In Wismar

Gültig bis 16.08.1985



Wismar

Unterschrift

Eines abends, zwei Stunden vor Mitternacht, im November

In meiner Kleinstadt am Meer will ich einen Freund besuchen. Es ist dunkel. Wenige Straßenlaternen brennen. In einiger Entfernung sehe ich die Vielfältigkeit der Lichter vom Hafen. Kein Mensch ist auf der Straße außer zwei Polizisten mit Sprechfunk und großem schwarzen Schäferhund, die langsam und gemächlich direkt auf mich zukommen und mir den Bürgersteig verstellen, so daß ich nicht weitergehen kann.

Gleich bin ich etwas unruhig und aufgeregt und denke, wer weiß, was die jetzt wollen – was Gutes bestimmt nicht, und Langeweile haben sie sicher auch. Wie oft habe ich erlebt, daß sich Streifenpolizisten offensichtlich aus lauter Langeweile Einschüchterungsspiele mit Menschen ausgedacht und genußvoll betrieben haben, vor allem nachts. Man kann es ihnen fast nicht verdenken, denn eine ganze Nacht herumzulaufen, ohne etwas zu erleben, muß tristesse sein, und das Nacht für Nacht. Nun kommt ihnen ein langhaariger Mann mit Fellweste entgegen, so eine individualistische Gestalt. Das muß ja Neugierde erwecken.

„Ausweiskontrolle!“

„Warum?“ „Zeigen Sie Ihren Ausweis, sonst kommen Sie mit!“ Ich zeige stumm den Ersatzausweis. „Aha, das haben wir uns gedacht!“ Ein Polizist holt ein Buch heraus und schreibt aus dem Ersatzausweis alles dort rein. Nach einer Weile, als der Polizist mit schreiben fertig ist, frage ich: „Weshalb schreiben Sie alles auf?“ Er: „Davon wird über Sie ein Protokoll angefertigt.“ „Für wen denn?“ „Für die Kriminalpolizei, daß wir Sie hier angetroffen haben. Sie können weitergehen.“

Ich gehe langsam weiter und bleibe vor dem Fahrradgeschäft stehen, drehe mich noch einmal um und sehe, wie die Polizisten auf der anderen Straßenseite zu mir herüberschauen. Hingegen blickt der Hund in eine andere Richtung zu den Gärten. Ich stehe im Licht unter der Laterne und finde, daß der Ruin der Sitten ganz schön vorangeschritten ist. Die Herren grüßen nicht einmal oder stellen sich auch nicht vor. Sie schreiben sich von mir etliches auf, und ich weiß von Ihnen gar nichts. Wenn es mal nötig wäre, schön wär's, wird unsereiner nichts beweisen können. Ist ein Künstler für die Polizei ein Asozialer? Was ist das für ein perfides staatliches Gebilde.

Bis in den frühen Morgen sitze ich dann noch mit meinem Freund zusammen, und wir begeistern uns an gemeinsamen künstlerisch-träumerischen Zukunftsprojekten in einem anderen, besseren Land.

In den darauf folgenden Wochen wechseln Phasen intensiver künstlerischer Arbeit mit weiteren für mich deprimierenden Situationen in Zusammenhang mit diesem blöden Ausweis. Ein Rechtsanwalt, um Rat gefragt, erklärt mir, daß ihm in diesem Falle die Hände gebunden seien, denn eine staatliche Entscheidung sowie Maßnahme ist juristisch nicht überprüfbar und auch nicht gerichtlich anfechtbar; es gäbe für mich nur die Möglichkeit eines Bittgesuches an die Regierung.

Also entschlief ich mich, an den obersten Landesherrn eine Eingabe zu schreiben, mit wenig Hoffnung auf Gerechtigkeit.

Und tatsächlich kommt nach zwei Wochen eine Antwort vom Büro des obersten Herrn. Darin steht sinngemäß geschrieben: „Ihr Problem ist zur Bearbeitung weitergeleitet worden. Warten Sie einen verbindlichen Bescheid ab.“

An
Staatsrat der DDR
1020 Berlin
Marx-Engels-Platz
Büro: Erich Honecker

Berlin, den 20.12.84

Eingabe / Beschwerde

=====

Sehr geehrter Herr Staatsratsvorsitzender Erich Honecker!

Am 14.8.1984 wurde mir im Polizeirevier 69 ABV-Stützpunkt 1055 Berlin, Diederhofer Str. 7 von Leutnant Schuster ohne Angabe von Gründen mein gültiger Personalausweis weggenommen. Er sagte zu mir wörtlich: "Gründe interessieren mich nicht". Am 17.8.84 bekam ich einen provisorischen Ausweis PM-12 mit dem Hinweis ausgehändigt, daß ich meinen normalen Ausweis nicht wiederkriegen werde, daß ich hierfür keine Gründe erfahren werde und daß mir keinerlei Nachteile innerhalb des Landes daraus erwachsen werden. In der Zwischenzeit hat es sich gezeigt, daß ich erhebliche Nachteile dadurch habe. Ein Beispiel nur: Ich bekomme auf Banken kein Konto, kein Scheckheft, keinen Kredit u.s.w.... Das bedeutet, daß mich diese staatliche Dienststelle vorsätzlich belogen hat und mich als freischaffenden Kunsthandwerker (VBK/DDR) geschäftsunfähig gemacht hat.

Am 18.12.84 habe ich mich nochmals auf der VP-Meldestelle (Prenzlauer Berg) Knaakstr./Rykestraße erkundigen wollen, warum ich so einen PM-12-Ausweis haben muß und wie lange noch und bekam zur Antwort, ich solle mich nicht dumstellen und dergleichen Frechheiten mehr..., schließlich sei das eine Angelegenheit der Kriminalpolizei, ich solle gefälligst zur VP-Inspektion am Senefelder Platz gehen.

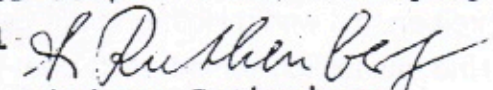
Ebenfalls noch am 18.12.84 war ich dort und wurde vor dem Ausgang im Flur von Obermeister Zarger mann regelrecht abgefertigt, daß er nichts wüßte und auf mein Verlangen, in die gesetzlichen Bestimmungen einsehen zu dürfen, abgewiesen mit dem Hinweis, daß dort nichts drin stehe.

Ich habe Zeit meines Lebens mich keiner gesetzlichen Verfehlung schuldig gemacht, die den Entzug meines Ausweises rechtfertigen würde

Seitdem ich diesen Ersatz-Ausweis PM-12 bei staatlichen Dienststellen vorzeige, egal in welcher Angelegenheit, werde ich unmißverständlich mit Verachtung und Benachteiligung behandelt, die menschenunwürdig ist. Ich verwahre mich dagegen auf das Schärfste und bin nicht mehr gewillt, so weiterzuleben!

Ich erhoffe mir letztendlich von Ihnen eine Klärung der Angelegenheit, da es sich nur um eine Fehlentscheidung irgend einer staatlichen Dienststelle handeln kann und ich nirgends eine helfende Auskunft schon gar keine Hilfe bekomme. Ich stehe Ihnen jederzeit zu einem Gespräch zur Verfügung.

Hochachtungsvoll



Eckehart Ruthenberg
1055 Berlin, Kollwitzstr. 54
Dipl.-Formgestalter/
Kunsthandwerker VBK/DDR
(geb. 16.2.43)

Weitere zwei Wochen später erhalte ich ein Schreiben vom Sekretariat der obersten Polizeibehörde mit dem ähnlichen Wortlaut wie: „Ihr Problem ist weitergeleitet worden an eine uns unterstellte und dafür zuständige Polizeibehörde an der Ostsee zur Bearbeitung. Erwarten Sie bitte von dort weitere Nachricht.“

Drei Wochen vergehen. Es kommt von genannter zuständiger Polizeibehörde an der Ostsee ein Schreiben, in dem man mir mitteilt, daß man nicht mehr für mein Problem zuständig sei. Ich möge auf einen endgültigen Bescheid von der obersten Polizeibehörde warten.

Sieben lange Wochen vergehen wiederum, bis eine Nachricht der obersten Polizeibehörde eines Abends im Briefkasten ist. Es handelt sich um eine Aufforderung bzw. Vorladung, wie immer ohne Briefmarke und ohne Poststempel, daß ich am morgigen Tag um 10.00 Uhr bei der Kriminalpolizei dort und dort sein solle. Straße, Haus, Etage und Zimmernummer sind genau angegeben.

Kurz vor 10.00 Uhr des nächsten Tages stehe ich etwas unschlüssig vor dem angegebenen Haus. Plötzlich öffnet sich die schwere Metalltür ohne Griff mit einem Summgeräusch und schließt sich dann genauso überraschend hinter mir. Drei Polizisten in Uniform sitzen hinter einer riesigen Glasscheibe. Einer fragt: „Was wollen Sie?“ Daraufhin zeige ich die Vorladung; diese muß ich durch den Schlitz in der Scheibe schieben. Den Ausweis soll ich auch abgeben, habe ihn aber nicht bei mir. Dann soll ich mich in einen Warteraum setzen. Eine nächste Tür geht mit Summer auf, und ich kann in den daran anschließenden Raum treten. Außer ein paar Stühlen aus den fünfziger Jahren gibt es hier nichts. Nach einer Weile wird mein Name gerufen. Ich stehe auf und schaue einen Flur entlang. Am Ende steht ein etwa dreißigjähriger Mann, schmal, dunkelhaarig, völlig schwarz gekleidet, exakt frisiert, mit schwarzer Lederjacke, und ruft: „Kommen Sie mit.“

Drei Treppen höher ist wieder ein langer Flur, den wir bis zu einem eisernen Gitter gehen, das den Flur mittendurch teilt. Die letzte Tür rechts vor dem großen Flurgitter schließt der schwarze Herr auf, zeigt in den fast kahlen Raum und sagt: „Setzen Sie sich.“ Zwei Tische, zwei Stühle und ein Schrank sind das ganze Inventar. Nichts liegt herum. Nach geraumer Zeit sagt er: „Ich bin beauftragt, Ihnen die Entscheidung des Polizeipräsidenten mitzuteilen.“ Ich frage: „Sagen Sie mir bitte Ihren Namen?“ Er: „Das ist in diesem Falle egal, wie ich heiße. Wäre jemand anderes beauftragt worden, wäre es jeder X-Beliebige. Also, mein Name spielt keine Rolle. Die Überprüfung über Ihren zeitweiligen Ausschluß aus dem paß- und visafreien Reiseverkehr hat ergeben, daß die Maßnahme aufrechterhalten bleibt. Das ist von der zuständig höchsten Stelle entschieden worden. Ein Einspruch von Ihnen ist nicht mehr möglich. Bei erneuter Eingabe von Ihnen erhalten Sie denselben Bescheid. Es ist ein abgeschlossener Vorgang.“

„Bekomme ich das noch schriftlich?“ will ich wissen. „Nun werden Sie mal nicht unverschämt. Sie wissen wohl nicht, wo Sie hier sind? Ich habe Ihnen bereits erklärt, daß ich beauftragt bin, Ihnen die Entscheidung mündlich mitzuteilen, mehr nicht. Haben Sie sonst noch Fragen?“

„Ich möchte endlich den Grund wissen, warum mir der Ausweis weggenommen wurde.“ „Das wurde Ihnen bereits zu Beginn des Einleitungsverfahrens mitgeteilt.“ „Da bin ich aber sehr erstaunt. Es gibt ein Verfahren gegen mich? Das ist mir neu. Bin ich kriminell? Der Polizist, der mir den Ausweis wegnahm, sagte, daß ihn keine Gründe interessieren, daß er nur beauftragt ist.“ „Ach ja, das Einleitungsverfahren ist in Ihrem Falle anderen Orts, in *Wismar*, entschieden und veranlaßt worden.“

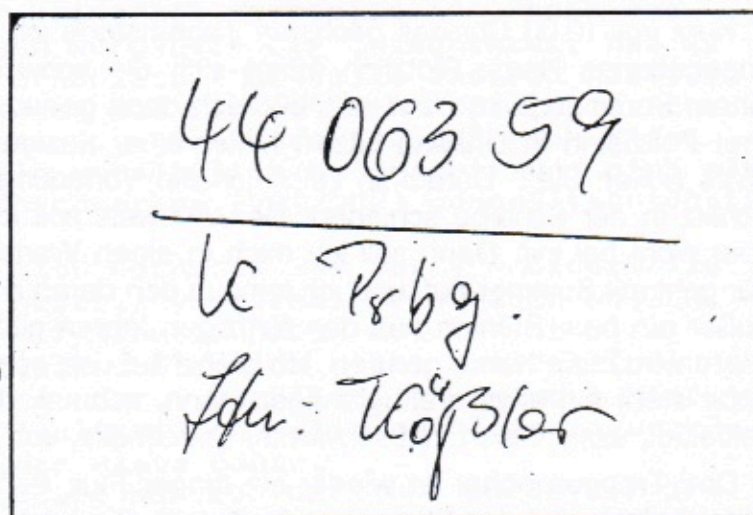
Moment, dann nenn' ich Ihnen mal den Grund. – Ja – hier steht in der Akte: Es gibt keine Gewähr, daß Sie unseren Staat im Ausland würdig vertreten. Das ist der Grund. Grinsen Sie nicht. Wir haben schon ganz andere hier gehabt, denen ist längst das Lachen vergangen! Wir können auch anders! Haben wir uns verstanden?" „Wie soll ich das verstehen? Als Künstler vertrete ich dieses Land seit 10 Jahren bei internationalen Biennalen im Ausland zu seinem Vorteil und guten Ansehen.“

„Das hat damit nichts zu tun. Gehen Sie!“ „Ja, aber wenn ich irgendwann überhaupt nicht mehr weiter weiß? Kann ich Sie dann vielleicht anrufen und ganz persönlich um Hilfe bitten?“ frage ich betont ruhig und gewollt traurig beim Aufstehen. Er zögert kurz, nimmt einen kleinen Zettel, notiert mit Kugelschreiber seine Telefonnummer, seinen Namen mit Bereich sowie Dienstgrad und reicht ihn mir wortlos.

K = Kriminalpolizei

Prbg. = Prenzlauer
Berg/Berlin

Ltn. = Leutnant



Unten angekommen geht die Tür mit Summer auf, schließt sich hinter mir, und ich stehe wieder vor der Glasscheibe mit den drei Polizisten dahinter. Dort sage ich noch: „Ich möchte die Vorladung wiederhaben, die war doch an mich persönlich gerichtet?“ Die Antwort lautet: „Die wird einbehalten.“

Die Außentür geht summend auf und zu. Ich stehe auf der Straße, unmittelbar neben dem jüdischen Friedhof . . .

31. Januar 1985

Gespräche mit der alten Frau im Erdgeschoß

„Ach, Sie sind ein Engel. Stellen Sie zwei Eimer hinters Klo und die anderen gleich vorne an. Sie wissen ja Bescheid.“

„Die große Kiste unten ist auch wieder voll Brennholz. Das reicht bestimmt zwei Wochen, dann hack' ich Ihnen wieder neues. Das Holz können Sie sich nach und nach selbst hochholen.“

„Ja, ja, das geht schon. Wie kann ich Ihnen das bloß danken. Was kriegen Sie denn dafür?“

„Aber, ich habe doch schon immer gesagt, ich möchte nichts.“

„Dann trinken Sie wenigstens eine Tasse Kaffee.“

„Na gut.“

„Wissen Sie, der Heino könnte eigentlich auch, aber der kommt ja so selten, und dann ist es auch von Marzahn so weit bis hier rein. Mein Mann wollte immer, daß er mal die Werkstatt übernimmt. Aber Sie sehen es, ganz woanders ist er hingegangen, was anderes hat er gewollt. Er hat gedacht, er hätte für immer sein Auskommen als Taxi. Aber mit eins kann das so schnell gehen. Jetzt muß er dauernd zum Arzt. Ob das vielleicht mit der Lunge oder dem Herzen zusammenhängt?“

„Also, ich weiß das auch nicht so genau.“

„Na, ich auch nicht. Bloß muß er jetzt dauernd ins Haus der Gesundheit. Wollen Sie sich in die Ecke setzen? Ach, der Koffer steht auch immer noch da. Was soll ich damit bloß machen? Lauter Sachen von meiner Schwester drin. Einige habe ich neulich schon zu den Lumpen geschafft. Und ein Ledermantel, wissen Sie, so ein alter ganz langer, dabei hatte ich ihn schon mal gekürzt, hat der Heino neulich genommen und anprobiert.“

„Ist der Heino Ihr Sohn?“

„Mein Enkel. Das war richtig schwierig beim Anprobieren, denn der mußte besonders zugemacht werden. Wissen Sie? Der hatte nämlich dem Pistolenmüller gehört.“

„Ihr Bruder?“

„Ne, mein Schwager. Und Pistolenmüller nannten wir ihn nur. Er hieß ja Müller. Der war damals beim Adenauer. Und wenn er den Mantel anhatte, mußte er schnell an die Pistole herankommen. Er ging so vor oder neben dem Adenauer. Wir haben ewig an dem Mantel rumgemacht, aber der Heino hat ihn dann doch zugekriegt und mitgenommen. Nun sind noch Pelze und Kleider und alles mögliche da, die hat ja nichts weggeschmissen. Bloß, was soll ich damit jetzt?“

„Ich müßte dann mal wieder hochgehen. Haben Sie schon gegessen? Ich habe heute Grünenbohneintopf gemacht. Wollen Sie etwas mit essen?“

„Ach ne, ich hab' soviel Eiweiß, wissen Sie? Das brat ich mir mit zwei Eiern dazu. Die anderen Eigelb verbrache ich mit Rotwein, und da bleibt das Weiße immer übrig. Aber was Sie auch alles machen! Mein Mann hätte das nie gemacht. Wenn ich verreist war nach'm Westen und kam wieder, hatte er nur eine Tasse benutzt, die er immer wieder abgespült hatte. Essen ist er gegangen. Gemacht hat er sich nichts. Er mußte doch ständig in die Werkstatt. Nie hatte er Ruhe. Der ganze Hof stand voll mit Fahrrädern und später mit Mopeds. So, wie die heute ihre Autos waschen und bauen während der Arbeitszeit, das gab es nicht, da war gar keine Zeit zu, weil es nicht mehr privat ist, alles VEB heute. Was soll das bloß werden? Alles ist ruiniert. Früher durften die Autos nicht auf den Hof. Da waren alle Türen in Ordnung und es gab Schlüssel. Und heute? Alles kaputt und keiner kümmert sich. Auf der anderen Hofseite war so ein feines kleines Restaurant mit Ledermöbeln, und auf dieser Seite war unser Laden vorn. Ich stand ewig im Laden und kam kaum raus. Meine Schwester kannte die Leute viel besser. Die ging die Besorgungen machen. Wenn mich heute alle fragen, wie geht es denn Ihrer Schwester, sind sie richtig überrascht, daß sie nicht mehr lebt. Vor zwei Jahren mein Mann, und nun so schnell meine Schwester, das konnt' ja keiner ahnen. Der Pistolenmüller ist auch längst tot. So geht einer nach dem andern. Und die Woh-

nung so kalt. Mein Mann wollte immer noch mal tauschen. Aber dazu kam es nicht mehr.“

„Hinter diesem Zimmer und dem Flur ist im Nachbarhof gar kein Haus drangebaut.“

„Ja, und nach vorne der Laden wird auch nicht mehr benutzt. Das mit dem Restaurant nebenan ist auch lange vorbei. Wo mein Mann heutzutage essen gehen sollte, wenn ich verreist wäre, wüßte ich auch nicht. Sie müssen wissen, auf dieser Straße und um die Ecken gab es viele Cafés und Lokale. Reiche Juden haben hier mal gewohnt. Aber gerade unser Seitenflügel war für die Bediensteten. Als wir reinzogen nach dem Krieg war kein Bad drin und hier eine kleine Speisekammer, darüber mit einer Luke eine Mädchenkammer, mehr ein Verschlag mit Matratze. Mein Gott, mit einer Leiter mußte man hoch. Die Bäder waren auf der anderen Hofseite. Und wo Sie sitzen war damals alles verfault. Da haben die von der Kommunalen einfach Beton statt Bretter reingemacht . . .“

6. Februar 1985

„Ist das Ihnen auch nicht zu viel, so oft Kohlen holen?“

„Ach was.“

„Wollen Sie einen Kaffee haben? Ich habe schon alles hingestellt.“

„Na gut.“

„Wissen Sie, ich soll eigentlich keinen Kaffee trinken, wegen den Augen, überhaupt nicht viel trinken. Aber früh trinke ich doch zwei Tassen, und dabei mache ich etwas mehr für nachmittags oder wenn der Heino kommt. Setzen Sie sich man wieder in die Ecke.“

„Sind Sie eigentlich hier geboren?“

„Ach ne, wo denken Sie hin, in Ostpreußen. Wissen Sie, bei Lück. Wenn man Lück sagt, dann wissen die meisten wo. Lück ist bekannt. Ich bin erst '27 nach Berlin, mit 18. Ja, mit 17 war ich schon mit meinem Mann verlobt. Mein Mann war vorher hier. Er hatte eine Anstellung bei Bergmann Borsig. Im Dorf hatte er die Dorfschmiede. Aber er wollte immer weg. Ich seh' ihn noch ganz oben auf dem Windrad, das war ziemlich groß und sehr hoch. Neben uns war nämlich das Gut, und die haben damit die Dreschmaschine und überhaupt alles angetrieben. Mein Mann hat die wohl immer geölt oder so. als wir '77 wieder mal dort waren, wollte ich dem Heino das Windrad zeigen, ich hatte ihm doch erzählt, daß sein Opa immer ganz obenauf gestanden hat, aber da war nichts mehr. Es war nicht mehr zu finden, auch unten nichts mehr zu entdecken, wo es mal stand. Meine Schule war auch nicht mehr da. Mein Mann wollte ja noch mal hin. In den sechziger Jahren, wo es ihm dann schlechter ging, sprach er oft davon, daß er noch einmal, ein einziges Mal, alles wiedersehen will. Und dann waren wir auch dort. Aber denken Sie, die Leute auf unserem Hof haben uns reingelassen? So eine dicke Frau stellte sich in die Haustür und hat mit ausgebreiteten Armen geschrien, daß wir nicht rein dürften. Wir sind dann gegangen. Ich wollte doch dem Heino alles zeigen. Bekannte haben erzählt, daß sie in ihr Haus wieder rein konnten und sogar einen Kaffee bekommen haben. Hätte die uns nicht auch rein lassen können? Wir wollten doch nichts von ihr. Auch die Leute, die wir im Ort gefragt haben nach diesem und jenem, haben uns oft keine Antwort gegeben. Als wir Kinder waren, ha-

ben wir uns ein Gaudi daraus gemacht das Polnische nachzuquasseln, vor allen Dingen so 'ne Frechheiten und Schweinereien. Wissen Sie, das war ein Durcheinander mit den Sprachen. Eigentlich wurde Platt gesprochen, aber im Dorf viel polnisch, und die Mutter wollte uns immer Hochdeutsch eintrichtern. Dabei hat uns das Polnische so einen Spaß gemacht. Und jetzt hab' ich so viel vergessen. Verstehen kann ich noch etwas, aber reden nicht mehr. Die Bahnlinie war noch da, und am Fluß waren wir auch. Da sind wir als Kinder dauernd gewesen. Wir sind am Wasser groß geworden. An der großen Straße waren überall Seen. Und wenn man ein Stück langlief, war auf der rechten Seite etwas außerhalb auch eine Tanzfläche am See. Im Radio sagten sie jetzt, daß es wohl 3000 Seen dort geben soll. Das kann sein, denn bei uns waren überall Seen. Aber denken Sie, wir konnten schwimmen? Ach, woher denn? Die Eltern und der Lehrer, die hatten so viel Angst. Eigentlich durften wir gar nicht ans Wasser. Wir sind natürlich trotzdem. Und einmal haben wir so lange einen Kahn am Ufer hin- und hermaracht, bis er los war und wir Kinder alle auf dem Wasser. Aber es konnt' doch keiner schwimmen! Und dann kam so ein Absatz im Fluß, wissen Sie, wo es gerade runter geht. Wir haben furchtbar geschrien, bis uns Leute gerettet haben. Aber was glauben Sie, was es dann noch zu Hause für Schacht gegeben hat, o je. Mein Mann ist als erster nach Berlin. Ich bin hinterher, später auch meine Schwester. Erst haben wir in Weißensee gewohnt, dort, wo mein Mann jetzt liegt, Röllkestraße, später Georgenkirchstraße am Friedrichshain."

„War Ihr Mann dann im Krieg?“

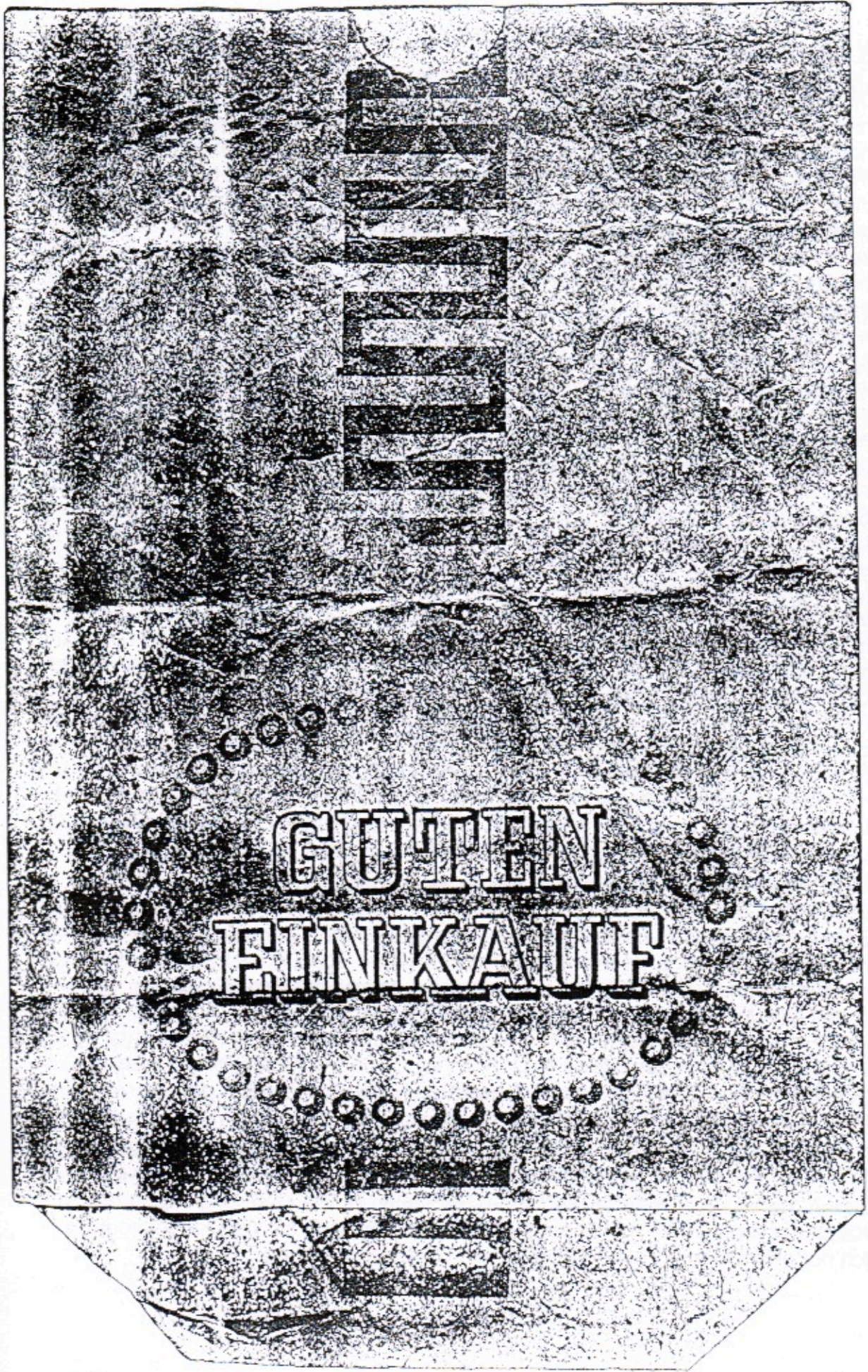
„Ne, zum Glück nicht. Der war doch bei Bergmann Borsig in Tegel. Die haben Kanonen gebaut. Sehr oft mußte er raus nach Kunnersdorf, wo die eingeschossen wurden bei Zossen. Da mußte er die Dinger ausprobieren, ob sie auch richtig funktionieren. Und einmal ist er los mit der Straßenbahn schon, und unterwegs sagt ihm jemand, da brauche er nicht mehr hinzufahren, der Schießplatz hätte einen neuen Besitzer.“

„Wie?“

„Na, die Russen waren eben schon da. So ist er gleich wieder nach Hause gekommen. Was denken Sie, da muß' er sich nun dauernd verstecken. Wer nicht zur Arbeit ging und auch nicht im Krieg war, war doch verdächtig und konnte abgeholt werden. Sein Bruder genauso. Dabei tauchten die Russen manchmal hier schon auf. Aber es hat uns ja niemand etwas gesagt. Geredet wurde immer so etwas von Übung. Aber genau wußte das keiner. Sein Bruder ist eines abends zum Nordbahnhof in die Waggonen gucken gegangen, was drin ist. Da hat er einen Granatsplitter abgekriegt am Hals. Wissen Sie, hier so. Und weil er nicht wiederkam, sind wir Frauen dann los, ihn suchen. Am übernächsten Tag haben wir ihn gefunden. Die Uhr, die Schuhe, alles hatte er schon nicht mehr.

Und weil er sich am Hals mit der einen Hand wegen den Schmerzen festgehalten hat und der Arm um die Ecke ganz steif war, konnte keiner ihm den Mantel wegnehmen. Da war aber nichts mehr zu machen. Wir haben ihn dann auf dem Friedhof um die Ecke am Königstor eingegraben ohne Sarg, ohne Pfarrer, ohne alles. So war das damals. Überall lagen die Toten rum. Und dauernd wurde geschossen. Aber daß er auf diese Art hat umkommen müssen war furchtbar. Wenn es wenigstens zu Anfang des Krieges passiert wäre. Meine Schwester hat es beim Einkaufen auf der Prenzlauer auch beinahe erwischt. Die wollte nur zum Fleischer. Wissen Sie? Da konnte sich natürlich keiner draußen anstellen. Im Treppenhaus haben alle gestanden, die Treppe hoch. Und wenn es so richtig krachte, hatte

mein Mann viel mehr Schieß als wir Frauen. Der wußte, wie die Dinger funktionieren, der kannte sich damit aus. Und dann hat es auch unser Haus erwischt. Zum Glück waren wir am Alex unten in den U-Bahnschächten. Zu retten war nichts. Dadurch war es schwieriger, die Männer zu verstecken. Wir mußten in der Brauerei, da unten an der Prenzlauer, wo die Metzger Straße ist, auf Stroh übernachten, bis wir dann hierher gekommen sind. Und bald schon kamen meine Eltern an, die waren ja alle geflüchtet. Ich erinnere mich noch an die erste Flucht, wo wir von Ostpreußen weg sind, das war im Ersten Weltkrieg. Ich war vielleicht sechs Jahre alt. Da kamen schon mal die Russen. Ich bin '09 geboren, ja, etwa sechs war ich. Da hatte ich noch meine liebsten Holzpantinen, wissen Sie, nicht richtige Schuhe, so aus Holz vorn herum. Die waren ganz schwarz mit bunten Blümchen vorne drauf. Die paßten mir zwar längst nicht mehr, aber ich hatte sie so gerne und wollte sie unbedingt mitnehmen. Aber die Mutter war strikt dagegen. Da hab' ich sie unter einen Schrank geschoben und versteckt. Als wir zurückkamen, war es das Erste, wonach ich gesucht habe. Aber die waren nicht mehr da. Vieles war weg. Nähmaschine und das meiste war alles weg. Manches war wie ausgetauscht. Was vorher im Schlafzimmer war, war im anderen Zimmer und umgekehrt. Die haben wohl auch erst sortiert. Die Eltern blieben dann bei uns. Das war einfach. Man ging aufs Wohnungsamt, da saßen ja überall Russen mit drin, und die sagten: Eltern? Eltern gehören zu Kindern. Und so ist es Zufall, daß wir alle hier sind. Wer drüben wohnte, da sind die Eltern nach drüben gekommen. Drüben sind die aus Ostpreußen ja so wie anerkannt und können sich treffen. Wo es noch ging, sind wir auch rüber gefahren und haben manchen aus unserem Dorf wiedergetroffen. Aber jetzt, hier, wissen Sie, das ist alles einsamer. Und viele sterben weg. Ich weiß auch nicht . . ."



GUTEN
FRINKAUF

3. Mai 1985

Freitag, Wochenendeinkauf

15.30 Uhr gehe ich aus dem Haus. Der Gemüseladen um die Ecke hat immer noch zu, bereits seit drei Wochen. Keiner weiß warum. Also gehe ich weiter zur Prenzlauer Allee in das große Gemüsegeschäft. Judith ist erkältet, liegt im Bett, ist im fünften Monat schwanger und sagt noch beim Weggehen: „Bringe etwas Salat oder Frisches mit.“ Nun suche ich im Laden danach. Kartoffeln, Mohrrüben, Runkelrüben und Weißkohl sind da. So sah es den ganzen Winter über aus. Seit zwei bis drei Wochen hatten wir öfter eine Gurke bekommen, einmal sogar Salat. Aber heute scheint es wieder ganz dünn zu sein. Schließlich entscheide ich mich für einen Weißkohl und Mohrrüben, die ich mir aus der Kiste selber nehmen und in eine Tüte packen muß. Die Mohrrüben mit fauligen Stellen sind unbeschreiblich sandig und dreckig. Ich überlege noch, wie ich nun meine Hände etwas sauberer kriege, werde aber schon unwirsch angedredet: „Also, was wollen Sie noch, ist das alles?“ Ich schaue reihum, während die Verkäuferin die Tüte abwägt. Dabei ergreift mich ein müdes Gefühl: „Nachkrieg – mein ostdeutscher Vater.“ Ich denke an Judith und ihre Lust auf etwas Frisches. Aber da ist nichts. Endlich sehe ich Sanddornsaft und nehme zwei Flaschen, wenigstens etwas. Der Anblick des Ladens, so dreckig und mit wenig Gemüse und gar keinen Früchten im Mai (!) in einer Hauptstraße der Hauptstadt des Landes, erstaunt mich immer wieder, macht mich aber auch böse. Als ich aus dem Laden trete ist es klar, daß ich morgen Weißkohleintopf kochen werde. Fast jede Woche habe ich ihn im Winter gemacht, in Ermangelung von anderem. Im Herbst gab es wenigstens noch Porré. Das gibt es schon lange nicht mehr. Manchmal gibt es grüne Bohnen im Glas, so daß ich Grünebohneintopf machen kann. Trotzdem sage ich mir: „Das bißchen Nahrung, was wir zum Leben brauchen, bekomme ich allemale. Eigentlich reicht auch das wenige. Wir müssen ja nicht Hunger leiden.“ Womöglich ist es gut so? Der Überfluß wäre sicher schädlich. Ist es eine Trostphilosophie? Ich merke, wie ich mir Bescheidenheit einrede. Und wie lange schon? Meines Vaters Grundsatz war immer: Wer am wenigsten bedarf, ist Gott am nächsten. Zur Kriegsvorbereitung und als Durchhalteparole ein fabelhafter Satz.

Ich weiß nicht, ob es einen Sinn hat, noch genauer alles aufzuschreiben? In wie weit ist das Leben, die Lust am Leben, oder der Frohsinn, abhängig vom Essen und Trinken, von kleinen Besonderheiten? Der Gang anschließend in das HO-Geschäft ödet mich seit Jahren an. Da ist es egal, in welcher Stadt ich bin oder in welchem Dorf. Die Schaufenster sind überall mit den Rückseiten von Regalen verstellt, an denen politische Plakate mit unsinnigen Parolen hängen. Z. B.: „Je stärker der Sozialismus – desto sicherer der Frieden!“ Gemeint ist natürlich die militärische Bewaffnung. Oder: „Von der Sowjetunion lernen – heißt Siegen lernen!“ . . . Das Angebot ist überall das gleiche, so dürftig, daß es sich nicht lohnt, aufgeschrieben zu werden.

Der Fleischer ist gleich neben dem HO-Geschäft und noch privat, der einzige Laden, in den ich gerne gehe. Der Fleischer meint: „Also wissen Sie was, wünschen Sie sich mal nicht so viel heute, Sie sehen ja, die Lieferung war dürftig, nur Kamm ist gekommen. Aber Kamm ist das beste Fleisch für Weißkohleintopf, kann ich nur empfehlen.“ Freundlichkeit tröstet über vieles hinweg.

2. Juli 1985

Was mit Bernau in den achtziger Jahren passiert, ist unfäßlich! Dort bin ich zur Schule gegangen, habe Latein gelernt, Englisch, die Liebe zur Literatur durch den guten alten Lehrer Berger erfahren. Er war, wie ich es damals empfand, ein sehr kluger Mann mit hohem humanistischen Anspruch. Solche sind selten geworden. Gibt es die noch? Betrachte ich mich in seiner Nachfolge? Ich Möchtegern? Auch Biologie und Physik waren hoch interessant. Ich schwärmte für die guten älteren Lehrer. Junge, scharf politisierte Lehrer lösten diese dann ab. Nachdenken. Wann war das? 1957 bis 1961 (Mauerbau). Jetzt in der Rückschau sagt man, es waren die fünfziger Jahre.

Aber damals war es jetzt. Lebendigkeit. Jeden Tag fuhr ich mit dem Fahrrad 10 km von dem Dorf Blumberg die glatte Landstraße zur Schule. Bernau war für mich eine besondere Stadt. Ich verließ sie nach dem Abitur. Selbst mit der ersten Guckliebe und der ersten leidenschaftlichen Liebe zu einem Mädchen aus meiner Klasse ist die Stadt verbunden. Schulfasching im Februar 1961, erste lange Küsse, tanzen, beglückende Körperberührungen, sich immer wieder heftig drücken . . . unvergeßlich! Alle Hoffnungen an das Leben sind in Bernau aufgebrochen. Im Juni darauf der Abschlußball zum Abitur. Feste Versprechungen in allgemeiner Abschiedsstimmung. Meine Mutter war dabei und dagegen, daß wir beiden Verliebten für immer zusammenbleiben wollten.

In Bernau habe ich auch meine ersten Gaststättenerlebnisse gehabt, die ersten begehrenswerten Dinge mir gekauft. Neben dieser Stadt habe ich nur Greifswald bis dahin so gut gekannt. Verschiedene alte Häuser in der Innenstadt lernte ich durch Schulfreunde kennen. Bei einem saßen wir in der niedrigen dunklen Stube und ich bestaunte das neueste Möbelstück – einen Fernsehapparat. Er schaltete ihn auch an, obwohl er das ohne die Erlaubnis der Eltern nicht durfte. Wir schauten gleichzeitig dauernd aus dem Fenster, um nicht überrascht zu werden. Die Mutter kam, Angst des Entdecktwerdens, schlechtes Gewissen. Aber die Mutter war sehr nett und führte extra für mich den Apparat vor. Ich staunte noch einmal für die Mutter sehr.

Tausend Nichtigkeiten. Oder Wichtigkeiten? Sie verbinden mich mit Bernau.

23 Jahre später, vor einem Jahr, machten wir Halt in Bernau. Ich wollte gar zu gern Judith alles von früher zeigen. Die erste Verwunderung war die große Umleitungsstraße um die Stadt herum. Es war nicht leicht, eine Einfahrt in die Innenstadt zu entdecken. Wir ließen das Auto außerhalb stehen und traten durch ein Stadttor. Etwas Unvorstellbares trat uns entgegen. Lauter Neubauten, diese trostlosen, sozialistischen Kästen in Großplattenbauweise, innerhalb der Stadtmauern! O Gott! Wo waren die Gassen, die alten Häuser, die Bürgersteige, die granitenen Rinnsteine, das Katzenkopfpflaster, die gestutzten Rotdornbäumchen? Der helle Wahnsinn sprang mich an. Ohnmacht, Wut und Trauer – alles in einem. Aber viel schlimmer noch hinter dem Marktplatz, denn die Neubauten waren erst bis zum Markt vorgedrungen. Eine Straße war noch geblieben, doch dahinter war die gesamte andere Stadthälfte bis zur Stadtmauer völlig weggerissen, Schutt und Erde um- und umgewühlt. Nun begriffen wir das ganze Ausmaß des Schrecklichen!

Man hat es fertiggebracht, eine von den letzten Kriegen so gut wie unberührte, völlig intakte, mittelalterliche Stadt, die ein Kleinod war und ihresgleichen in hundertern von Kilometern Umkreis in Brandenburg nicht wiederfindet, völlig wegzureißen . . . Wir fanden keine Worte dafür. Sprachlos stapften und stolperten wir durch die, meine ehemalige Stadt über Gräben und aufgewühltes Erdreich. Sprachen mit einer alten Frau. Sie erzählte von ihren Freundinnen, die alle schon weg sind, vom Sattler, vom Fleischer, der ein Leben lang bei ihr um die Ecke war und daß alles vorbei ist. Zum Schluß: „Man hat sich an vieles gewöhnt, aber das hier . . .“ Sie spricht nicht weiter, schüttelt immer nur ihren Kopf hin und her.

Sie ist hier geboren und aufgewachsen, hat zwei Weltkriege überlebt, auch viele Regierungen und Herrscher. Sie besaß ein zweistöckiges Haus, von den Großeltern 1890 erbaut. In den fünfziger Jahren bekam sie schon keine Genehmigungen mehr vom Rat der Stadt für Material, da alles staatlich verwaltet wurde, um das Haus zu reparieren und instand zu halten. Bereits damals wurde ihr gesagt, daß sowieso bald alles abgerissen wird. Das ging noch über 30 Jahre so weiter. Also war es eine lange geplante Ruinierung der Stadt, um sie dann unter dem Vorwand zu schleifen, daß jetzt nichts mehr zu retten sei. Ein schieres Verbrechen, eine Stadt so gesichts- und geschichtslos zu machen. In Bernau wurde ganze Arbeit geleistet mit sozialistischer Planung von Idioten.

Und wer jahrhundertealte Kultur, sogar ganze Städte umbringt, wird eines Tages auch vor Menschen nicht haltmachen – flüstert mir Heinrich Heine ins Ohr.

17. Juli 1985

Bin mit Martin, meinem Sohn, in einem Freibad im Zentrum von Berlin, unweit des ältesten jüdischen Friedhofs. Das Baden ist dort nur den Kinder erlaubt. Ich schaue Martin eine Weile beim schwimmen zu und gehe dann zum Friedhof Große Hamburger Straße rüber, um wieder einige Abriebe zu machen.

Als ich zurückkomme nach einer guten Stunde, sitzt eine alte Frau auf der Bank, wo Martins Sachen liegen. Ich setze mich dazu. Martin kommt aus dem Wasser und möchte sehen, was ich gemacht habe. Ich zeige ihm die Arbeiten, und die alte Frau neben uns schaut zu. Sie fragt mich, was das wäre, und ich erkläre ihr, daß es Abriebe von Grabsteinen sind. Nun erzählt sie, daß sie in dem Viertel geboren und groß geworden ist, und ich möchte von ihr wissen, was sie über diesen ältesten jüdischen Friedhof weiß. Sie meint, sie hätte davon schon gehört, aber wissen . . .? Wissen tut sie nichts darüber.

„Haben Sie denn Juden in Ihrem Leben, in Ihrer Kindheit nicht direkt gekannt?“ frage ich.

„Nein, ich habe nie welche gesehen. Mit denen hatte ich nichts zu tun. . . . Oder . . . warten Sie mal . . . , doch, . . . als ich jung war, stimmt, da wohnte unter uns in der Kellerwohnung ein Judenehepaar. Meine Eltern hatten eine Gastwirtschaft. Wir haben denen geraten, ihr Bier lieber vom Flur aus hinten über die Küche zu holen und unten zu trinken. Es war doch schon '33, und keiner sah das mehr gerne, wenn Juden in der Wirtschaft saßen.“

Ich entgegnete: „Das verstehe ich, interessiere mich auch nur ganz am Rande dafür, nur für mich, denn ich habe als Kind nach dem Krieg keinen Juden gese-

hen. Es gab ja wohl auch viel weniger? Aber hier in der Gegend muß es viele vor dem Krieg gegeben haben, sonst wäre hier nicht der jüdische Friedhof?"

„Meinen Sie? Ich weiß nicht, ich kenne doch die Straßen und Leute. – Aber, was denken Sie, eines Tages kam so ein schöner Mensch rein, groß gewachsen, dunkel, mit feurigen Augen, der schäkerte mit mir. Er kam immer öfter . . . Eigentlich hat er mir ja gefallen . . . Aber ich habe dann mal zu ihm gesagt: Mit mir sind keine jüdischen Geschäftchen zu machen. Dann blieb er weg. Das muß er wohl verstanden haben. War ja auch deutlich genug, nicht?"

Ich wußte nicht recht, was ich davon halten sollte, darum fragte ich: „Woher wußten Sie, daß es ein Jude war? Ich wüßte bis heute nicht, wie einer aussehen sollte. Für mich sind es alles Menschen, die nicht speziell äußerlich erkennbar sind. Diese Merkmale, das ist doch alles Quatsch.“

Brüsk erwiderte sie: „Nee, nee, das reden sie in ihrer Unerfahrenheit. Schon allein der Gang, wie die laufen, das sieht man auf Anhieb.“

„Wieso?"

„Na, die haben alle Plattfüße und krumme Rücken.“

„Nanu?" Ich war überrascht.

Sie sah mich streng prüfend an und meinte mit einer wegwerfenden Handbewegung: „Ach, hören Sie auf mit diesem Gerede, das führt doch zu nichts.“ Ich ließ es sein.

Verdammtes Mißtrauen in diesem Land! Allgegenwärtig, bei jedem. Immer wieder sind es Fallgrubengespräche, aber trotzdem besser als gar nicht darüber zu reden.

19. Juli 1985

Was habe ich mit Juden zu tun? Eigentlich gar nichts. Nach dem Zweiten Weltkrieg bin ich groß geworden und habe wohl keinen Juden zu Gesicht bekommen. Die Verbindung geht über Gelesenes, Gehörtes oder über Filme?

Unweit des ältesten jüdischen Friedhofs von Berlin sitze ich in einem Café im Park. Ich will gleich wieder rübergehen und Abriebe von den restlichen Grabsteinen machen.

Mir will nicht in den Kopf, warum ich seit zwei Jahren dauernd auf jüdische Friedhöfe gehe.

Was will ich dort? Warum beschäftige ich mich mit alledem? Berühren tut mich vieles. Will ich Wunschjude sein? Opfer sein? Wunschpole zu sein, so etwas ist mir damals, als ich in Polen gearbeitet habe, auch schon widerfahren. Ist es ein allgemeines Mitgefühl mit Verfolgten – ob ihrer geistigen Leistungen oder ihrer Besonderheiten? Mein solidarisches Mitgefühl wächst jedenfalls zunehmend mit ihnen durch das vermehrte Erduldenmüssen von staatlichen Repressalien am eigenen Leibe.

Ist Judenverfolgung, die fast perfekte „Ausrottung“ in Deutschland, bei mir ein Trauma?

Etwas aufschreiben, darüber reden, ist das plattitüd? Meine Gefühle sind verzweigter und vorsichtiger als Worte – wie sie mir in den Sinn kommen.

Auch denke ich manchmal an meinen Vater, der im Krieg Soldat war, meines Wissens Feldwebel, später Stadtkommandant in Norditalien. Und davor? Was hatte oder hat er damit zu tun?

Er redet nicht mit mir – seit 25 Jahren.

Da fällt mir ein:

Einen Juden kenne ich doch seit ein paar Jahren persönlich. Wenn ich freitags kurz vor 18.00 Uhr einkaufen gehe, steht er mit anderen wenigen Männern und Frauen vor der Synagoge in der Ryckestraße. Wir schwätzen dann ein wenig, aber über „Jüdisches“ eigentlich nicht. Sascha ist ein vorsichtiger Mensch, zurückhaltend, ja scheu, gefährdet. Deshalb ergibt sich bisher leider keine Freundschaft.

Daß unsere Synagoge um die Ecke noch oder wieder heil ist, gleicht einem Wunder. Sie ist inmitten vieler Häuser ganz eingebaut und von der Straße aus nicht sofort ersichtlich – ein Hinterhoftempel. Freitags ist sicher Sabbatfeier. Was ist das? Wieso eigentlich am Freitag, müßte es nicht Sonnabend sein? Meine Ahnungslosigkeit ärgert mich. Ich muß mich kümmern. Wir wollten schon mal zu so einer Sabbatfeier mitgehen. Aber Sascha meinte, es wird nicht gerne gesehen, wenn Fremde hinkämen und Frauen. Das ginge schon gar nicht. Der Ausschluß von Frauen erbost uns. Und wenn ich nur alleine hinginge? Habe ich genügend Gründe? Vor mir selber? Was will ich dort? Ist es letztendlich doch die Neugierde? Das wäre übel. Sich bedenkenlos hineinzubegeben – das verbietet sich von selbst innerlich. Noch lasse ich es.

24. Juli 1985

Während ich Abreibungen in der Großen Hamburger Straße mache, kommt ein Kind angelaufen und schaut eine Weile zu, ehe es ruft: „Komm mal Vati, guck mal, was der Mann da macht. Paß auf, jetzt nimmt er gleich Erde.“

Pause.

Der Vater ist dicklich, im Trainingsanzug, ca. 30 bis 35 Jahre alt, kurz geschoren, gut rasiert, kommt gemächlich mit einem großen Schäferhund an. Bleibt stehen.

Pause.

Er: „Sagen Sie, was wird denn das?“

Ich: „Ich reibe mir ein paar Originaldinge ab. Das ist mir lieber als Fotos.“

„Ja, aber – sind Sie Jude?“

„Nein.“

„Haben Sie denn Altsprachen studiert?“

„Auch nicht.“ Ich dachte, jetzt beginnt ein Gespräch.

Pause.

Ich reibe. Das Kind hockt sich zu mir hin. Da wird der Vater unwirsch und sagt heftig: „Komm, wir gehen!“ Reißt das Kind an der Hand hoch, geht fort ohne ein weiteres Wort.